

# Kapitel 1

## Zum Schweigen gebracht

Ein Frauenschrei zerriss die Stille. Ein Schrei der tiefen Verzweiflung.

*„Nein!!!“*

Schluchzend warf sich Mana zu Boden. Ihr langes silberweißes Haar fiel in ihr tränenüberströmtes Gesicht. Sie streckte ihre bebenden Hände aus. Doch jenen, den sie greifen wollte, gab es nicht mehr. Da war nur der Tod.

Mit leidverzerrtem Gesicht strich sie dem Jungen die Haare aus der Stirn. Ihre Tränen fielen auf seine Wangen und rannen herab. Wangen, die einst so rosig waren. Nun hatte der Tod ihnen alle Farbe und Wärme geraubt.

Auch mir wurde bei dem Anblick kalt. Es zerriss mir das Herz, Mana so von ihrer Trauer überwältigt zu sehen. Schluchzend krümmte sie sich über den Leichnam und krallte sich in das Hemd des Jungen fest. Alles in mir verlangte danach, ihr die Wahrheit über Adran zu sagen. Ihr den Schmerz zu nehmen. Doch ich konnte nicht. Zu groß war meine Verantwortung als der Wanderer.

Ein Beben der Wut durchwanderte Mana, dann wirbelte sie zu mir herum. Nach wie vor hingen die Strähnen wild in ihr Gesicht, doch war es dieses Mal vor Zorn verzerrt. Aus voller Kehle schrie

sie mich an:

„Du hast Adran getötet! DU HAST ADRAN GETÖTET! Er war noch ein Kind! *EIN KIND!*“

Ich konnte ihre Trauer und Wut verstehen. Und doch durfte ich nicht zulassen, dass sie ihre Gefühle in dieser Lautstärke zum Ausdruck brachte.

Ich packte sie am Arm und zog sie mit einem Ruck zu mir. Sie schnappte schon nach Luft, wahrscheinlich, um mich in den tiefsten Kreis der Totenwelt zu verdammen, da presste ich meine behandschuhte Hand auf ihren Mund. Während sie mich mit weit aufgerissenen Augen anstarrte, führte ich sie näher zu mir und raunte ihr ins Gesicht:

„Ich hatte keine Wahl.“

Das war die Wahrheit. Und doch war da noch so viel mehr. Aber das konnte ich ihr nicht offenbaren. Unmöglich.

Langsam nahm ich meine Hand von ihrem Mund. Dabei blickte ich streng auf sie hinab, um sie wissen zu lassen, dass sie besser kein weiteres Mal so laut wurde. Als sie sprach, war ihre Stimme so leise wie ein Hauch.

„Was ...? Was ist mit den anderen?“

Mit tränenvollen Augen sah sie mich an. Hoffnung stand in ihnen. Und Angst. Schreckliche Angst. Sie krallte sich in meinen Ärmeln fest, ein flehender Ton schlich sich in ihre Stimme.

„Was ist mit meinen Gefährten?“

Leider musste ich ihr auch die letzte Hoffnung nehmen. Nur ein einziges Wort schaffte ich, über die Lippen zu bringen:

„Tot.“

Einen Moment lang starrte Mana mich regungslos an. Einzige Bewegung in ihrem Gesicht waren die Tränen, die ihr aus den offenen Augen strömten.

Sie schöpfte tief Luft. Es war, als hätte sie mit diesem Atemzug das Feuer ihrer Wut noch einmal entfacht. Von einem Moment auf den anderen verfiel sie in Raserei, schlug die Fäuste gegen meine Brust, gleichzeitig versuchte sie, sich aus meinem Griff zu winden.

„Du hast sie umgebracht! MÖRDER! *MÖRDER!!!*“

Dieses Mal hatte ich größere Mühe damit, ihre Schreie zu ersticken. Auch als ich meine Hand auf ihren Mund presste, warf sie sich weiter hin und her, um sich zu befreien.

„Leise!“, zischte ich scharf. „Wenn du nicht still bist, zwingst du mich dazu, dich zum Schweigen zu bringen! ICH habe deine anderen Gefährten nicht umgebracht! *Das war der Junge.*“

Mana riss meine Hand von ihrem Mund und schrie mir ins Gesicht:

„*LÜGNER!*“

Ich konnte ihr Misstrauen verstehen. Mir selbst blieb nur zu

hoffen, dass sie irgendwann auch Verständnis dafür haben würde, was ich jetzt tun musste.

Ein gezielter Faustschlag gegen ihre Schläfe. Mit einem Stöhnen sank Mana in Bewusstlosigkeit. Ich fing ihren leblosen Körper auf und drückte ihn an mich. Auch wenn sie nichts mehr spürte, strich ich ihr sanft die Strähne aus dem Gesicht.

„Ja. Die Wahrheit kann schmerzlich sein.“

Ich legte sie behutsam auf dem Bett ab und deckte sie zu. Dann wandte ich mich mit schweren Schritten an den Leichnam des Jungen. Die klaffende Schwertwunde in der Brust; die blicklosen Augen; die dunkelrote Blutspur, die sich immer weiter ausstreckte; und auch der fehlende Puls ließen keinen Zweifel übrig: Das Leben war aus ihm gewichen.

Mit einem Seufzer nahm ich ihn in meine Arme. Dann schloss ich die Augen und ließ mich im Nichts verschwinden.

Im Raum blieb als einziges Zeugnis meiner Tat das Blut auf den Dielen und die Tränen in Manas Augenwinkeln.

Eine dunkle Stimme ertönte, so tief, dass ich das Gefühl hatte, als würde selbst noch mein Knochenmark davon erschüttert werden.

„Ich sehe, du hast endlich deine Bestimmung erfüllt.“

Es war der Schattenkönig, der zu mir sprach. Das war nur einer der vielen Namen, die er besaß. Er wurde auch der Wächter des

Schicksals genannt. Arachnae, die gigantische Traumspinne galt als seine treue Untergebene. Damit hatte er eine starke Verbündete, die über die ganze Welt ihr Netz spann.

Ironisch, dass allgemein angenommen wurde, sich teleportieren zu können, bedeutete, überall hingehen zu können, wo man wollte. Als ob ich mich jemals freiwillig in das Reich des Schattenkönigs begeben würde. Hier war es dunkel und stickig wie in einer Gruft, wo einem langsam die Luft ausging.

Der Schattenkönig breitete seine gigantischen Lederschwingen aus. Der Luftzug schlug mir entgegen und brachte meinen Mantel zum Flattern. Sein Körper war so gewaltig, dass jedes Mal, wenn er sich bewegte, Stücke aus dem Felsen herausbrachen. Bis zu meinen Füßen rollten die Bruchsteine.

Ich wagte es, in sein Gesicht zu blicken. Wobei es kaum als Gesicht zu erkennen war. Seine ledrige Haut bestand aus unzähligen Furchen und Runzeln, Zeichen für sein unermessliches Alter. Noch abstoßender waren nur seine Augen, die ich bloß als giftige gelbliche Masse bezeichnen konnte. Begierig musterten sie den toten Jungen in meinen Armen.

Der Schattenkönig war zufrieden mit meiner Tat. Natürlich. Schließlich war er es gewesen, der mir den Mord in Auftrag gab. Lange Zeit hatte ich mich dagegen gestäubt, seinen Willen auszuführen. Nun hatte ich es getan. Und es gab kein Zurück

mehr.

Den Kopf demütig gesenkt, ergriff ich das Wort:

„Ich habe meinen Fehler eingesehen. Hier ist der Leichnam des Jungen.“

Ich ließ mich auf ein Knie fallen und legte das tote Kind ab. Wie der kleine Körper da auf dem Steinboden lag, wirkte er noch verlassener als ohnehin schon.

Der Schattenkönig atmete schwer aus. Sein Atem war so glühend, dass er die Luft zum Flirren brachte. Er war zufrieden mit dem, was ich ihm bot.

„Gut, Ihr habt das Schicksal wieder auf seinen richtigen Weg geführt. Und nun geht!“

Für gewöhnlich war ich froh darüber, dass unsere Unterhaltungen so kurz ausfielen. Doch dieses Mal hatte ich noch eine Frage – und ich verlangte eine Antwort darauf.

„Bevor ich gehe: Seid Ihr sicher, dass der Tod des Jungen nötig war?“

Der Schattenkönig krallte sich in den Felsen. Sogleich brach der Stein unter seinen gigantischen Krallen und zerstob zu feinem Staub. Allein sein Atem und seine Stimme hatten so eine Kraft, dass sie mir wie ein Windstoß entgegenwehten.

„STELLT IHR MEINE AUTORITÄT IN FRAGE? *Kennt Euren Platz!*“

Er rammte seine Krallenfüße in den Felsen, die ganze Höhle erbebte. Mehrere Stalaktiten brachen von der Decke ab und prasselten zu Boden.

„Nein“, antwortete ich ruhig, während das Krachen des Steins noch in der Höhle nachhallte. „Nur solltet Ihr wissen: Den Wanderer kann man nicht täuschen.“

Meine Warnung löste schallendes Gelächter beim Schattenkönig aus. Es war so dröhnend, dass mir davon die Ohren schmerzten.

„Man kann dich also nicht täuschen, ja?“, höhnte er.

Ein letztes Mal schnaubte er abfällig, dann kehrte er mir den Rücken zu.

„Verschwindet.“

„Euer Wunsch ist mir Befehl!“

Ich hob meinen Mantel und warf mich herum, als würde ich mich darin einwickeln wollen. Im nächsten Moment war ich verschwunden. Zum Glück war ich diesem schrecklichen Ort mit seinem noch viel schrecklicheren Herrscher endlich entronnen. Doch wir würden uns wiedersehen.

Jetzt aber musste ich zurück zu Mana. Eines war sicher: Sie würde sich nicht über meine Rückkehr freuen.

## Kapitel 2

### Gnädiger Tod

Mein Name hallte wie ein Wind durch das Nichts.

*Mana. Mana ...*

Der Atem, der die Frauenstimme trug, wirkte wie ein lebendiges Geisterwesen, das mich umringte. Mal war er sacht wie ein Hauch, dann scharf wie ein Windstoß.

*Mana ... Mana!*

Ich wollte mich umsehen. Wollte Ausschau halten nach der Person, die mich rief. Doch ich konnte mich nicht regen. Ich wusste nicht einmal, ob ich noch einen Körper besaß.

*Mana! Mana!*

Endlich erkannte ich die Stimme: Es war meine eigene. Sie warnte mich vor einer Gefahr, die ich noch nicht benennen konnte, aber deutlich spürte. Und sie gebot mir, endlich aufzuwachen.

Nach und nach drangen Geräusche der Außenwelt an mein Bewusstsein. Wie aus weiter Ferne streckten sich die Laute nach mir aus und hallten in meinem Innersten wider. Doch sie kamen beständig näher.

Da war ein scharfer Wind, der durch die kahlen Baumkronen fuhr und die Äste wie alte Knochen zum

Knarzen brachte. Und da waren Hufschläge. Jetzt spürte ich auch, wie ich hin und her schwankte. Ich saß also auf dem Rücken eines Pferdes. Aber ich war nicht in der Lage, mich selbst aufrecht zu halten. Wer sorgte dann dafür, dass ich im Sattel blieb?

Als würde ich aus einem dunklen Teich auftauchen, riss ich meinen Kopf hoch und schöpfte tief Atem. Gleichzeitig öffnete ich die Augen.

Ein blassgrauer, wolkenverhangener Himmel über mir. Rechts eine Wiese aus totem gelben Gras. Links ein Wald aus kahlen Bäumen. Ich klammerte mich in die graue Mähne des Pferdes. Doch das musste ich nicht, um mich zu halten. Mein Blick wanderte nach unten zu der behandschuhten Hand, die meine Mitte umfasste. Ich kannte diese Hand nur zu gut. Es war nicht lange her, da hatte sich eben diese Hand auf meinen Mund gepresst, um mich zum Schweigen zu bringen. Oder war es seitdem doch lange her gewesen? Ich konnte es nicht wissen, jedes Zeitgefühl war mir abhandengekommen.

Ich kannte nicht den Namen des Mannes. Er selbst bezeichnete sich als *der Wanderer*. Doch er verdiente nur einen Titel:

*Kindermörder.*

Langsam drehte ich den Kopf zur Seite und blickte über die

Schulter. In sein Gesicht konnte ich nicht sehen, niemand vermochte das. Dafür sorgte der Wanderer mit einer weiten Kapuze, die ständig seine Augen in Schatten hüllte. Diese Dunkelheit musste magisch sein. Denn jedes Licht ertrank in dieser ewigen Finsternis.

Ich drehte mich wieder von ihm weg. Am liebsten hätte ich kein Wort mit diesem Scheusal gesprochen. Doch ich musste wohl, wenn ich an Informationen kommen wollte.

„Wohin bringt Ihr mich?“

Wie es seine Art war, antwortete er knapp und bündig:

„In Sicherheit.“

Ich schnaubte abfällig.

„Ich glaube Euch kein Wort – *Kindermörder!*“

„Vertraut mir.“

Mit einem bitteren Lächeln schüttelte ich den Kopf.

„*Ich* Euch vertrauen? Darauf könnt Ihr lange warten! Und jetzt gönnt mir eine Rast!“

„Eine Rast ist ein guter Einfall. Ihr könntet Euch dann etwas erholen.“

Ich versteifte mich, da jede Faser in meinem Leib gegen den Mann aufbegehrte.

„Ich möchte nicht rasten, um mich zu erholen! Ich will von diesem Pferd herunter, um nicht mehr von Euren Armen

umschlungen zu werden und Euren Atem riechen zu müssen!“

Mochte der Wanderer auch eine ansehnliche Statur haben und eine wohlklingende, tiefe Stimme – so konnte ich für so einen Mann nur Abscheu empfinden. Er empfand meinen Ekel offenbar nur als amüsanter und scherzte über mich:

„Ich kann gerne neben dem Pferd herlaufen, wenn Euch meine unmittelbare Anwesenheit so zuwider ist. Ich fürchte nur, das verlängert unsere Reise. Und das wiederum würde heißen, Ihr würdet noch mehr Zeit mit *mir* verbringen!“

Ich öffnete schon den Mund für eine saftige Erwiderung, da erklang ein tiefes Brummen über uns, das mir durch Mark und Bein ging. Mit angehaltenem Atem legte ich den Kopf in den Nacken und sah nach oben. Ein gewaltiges Luftschiff stieß durch die Wolkendecke und brachte mit seinem maschinellen Dröhnen, die Luft zum Vibrieren.

Während mein Blick von diesem Giganten gefesselt war, machte der Wanderer eine weitere Entdeckung:

„Truppen des Imperiums!“

Ich riss den Kopf zur Seite und machte Reiter zwischen den Bäumen aus. Wenn sie um die Biegung des Weges kamen, würden sie uns entdecken.

Der Wanderer verstärkte seinen Klammergriff um meine Mitte und zog an den Zügeln.

„Schnell! In den Wald!“

Sein Pferd folgte gleich seiner Anweisung und trabte durch das Dickicht. Der Wanderer hatte auch einen Befehl für mich:

„Wagt es nicht, nach Hilfe zu rufen!“

Hinter einer knorrigen Eiche gebot er seinem Braunen, zu stehen. Das Pferd war unruhig, schnaufte schwer und peitschte mit seinem Schweif in der Luft. Ich legte die Hand an meinem Hals, fühlte, wie hart und schnell meine Schlagader klopfte.

Der Befehl des Wanderers hallte in mir nach:

*Wagt es nicht, nach Hilfe zu rufen!*

In mir verlangte alles danach, zu schreien und um Gnade zu flehen. Aber so viel wusste ich: Von den Truppen des Imperiums war keinerlei Barmherzigkeit zu erwarten. Da blieb ich lieber in den Armen eines Kindermörders.

Nur wenige Schritte entfernt donnerten die Reiter an uns vorbei. Ich schloss die Augen und betete stumm darum, dass wir unentdeckt blieben.

Erst, als die Hufschläge kaum noch zu hören waren, wagte ich es, aufzuatmen. Auch der Wanderer holte tief Luft.

„Die Gefahr ist vorüber.“

Mit zusammengepressten Zähnen zischte ich über die Schulter:

„Ich erkenne nur eine Gefahr – und die umklammert gerade

meinen Arm zu fest!“

Endlich lockerte er seinen Griff.

„Ich möchte Euch nicht wehtun.“

Als Antwort deutete ich auf meine immer noch pochende Schläfe.

„Sagt derjenige, der mich bewusstlos geschlagen hat!“

Darauf erwiderte der Wanderer nichts. Stattdessen drehte er den Kopf zur Seite, jedoch nicht zurück zum Weg, sondern zu diesem Friedhof aus toten Bäumen.

„Lasst uns tiefer in den Wald gehen. Wir sollten warten, bis die Nacht einbricht. Das Imperium hat wie eine schwarze Seuche die Lande überzogen.“

Er zog am Zügel und führte sein Pferd durch das dornige Dickicht. Allein der Gedanke an die Nacht bereitete mir Angst. Ich strich dem Pferd über das Fell, mehr um mich selbst als das Tier zu beruhigen. Dabei entdeckte ich einen anderen Pelz. Dieser lugte aus der Satteltasche des Wanderers.

Was zum Teufel war das?